

Zur Erinnerung an Werner Reinhart

Autor(en): **Burckhardt, Carl J.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **31 (1951-1952)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZUR ERINNERUNG AN WERNER REINHART

VON CARL J. BURCKHARDT

Der Hinschied unseres hochverehrten Doktor Werner Reinhart trifft die «Schweizer Monatshefte» sehr schwer und reißt eine unersetzliche Lücke in unseren Vorstand.

Sein warmes Interesse an der Entwicklung der Zeitschrift bildete für uns einen steten Ansporn, sein kluger Rat, im besonderen in allen kulturellen Belangen, eine einzigartige Hilfe. Wir werden seiner stets in großer Dankbarkeit gedenken.

Unserem Vorstandsmitglied, Herrn Minister Carl Burckhardt, sind wir sehr verbunden, daß er dem treuen Freund der Monatshefte auf den nachfolgenden Seiten ein ehrendes Denkmal setzt.

Fritz Rieter

Ein Geheimnis der Lebenskunst besteht in der Fähigkeit, Duldung oder Verzeihung für große Vorzüge, angeborene Gaben und günstige Umstände zu finden. Lebenskunst entspringt nicht dem willensgeführten Verstande, sondern dem Herzen, welches mit reiner Empfänglichkeit die zarten Gewichtsverschiebungen der Verantwortung gegenüber den Mitmenschen fühlt und welches weiß, daß jede Freiheit einen Gebundenen, jede Kraft einen Schwachen, jeder Glanz einen im Dunkel Dahinlebenden, und jeder Reichtum einen Enterbten schmerzlich zu treffen vermögen.

Es ist wohl das Wesen wahrer Vornehmheit, jeden eigenen Vorzug durch den tragenden Geist, schwebend, schwerelos zu erhalten, so daß er niemand verletzt oder drückt, und dabei jeden Besitz geistiger, machtmäßiger oder materieller Art in einem Zustande zu belassen, der es erlaubt, diesen Besitz jederzeit in ein Geschenk zu verwandeln.

Die Anwendung solcher Einsichten uns in beispielhafter Weise vorgelebt zu haben, gehört zu den hohen Verdiensten Werner Reinharts, welcher uns in der ihm eigenen, diskreten Weise ebenso plötzlich als still verlassen hat.

Wenn ich des Verstorbenen gedenke, fällt mir ein Wort des Prinzen Eugen von Savoyen ein, ein Wort, das er an junge Offiziere richtete und welches mir vor Jahren, in Wien, mündlich überliefert wurde. Nach dieser Überlieferung lautet es: «Messieurs, vous avez toujours à servir d'exemple, mais d'une façon si légère et si agréable que personne ne saurait vous en faire un reproche». Die Südtaliener aber kennen ein schönes Wort, aus ihrer großgriechischen Helle stammend: *levità*.

Unser Freund besaß diese «*levità*»; immer hat er es verstanden, begründend, wirkend, erhaltend, helfend sich zu bewähren, fast ohne dabei in Erscheinung zu treten; immer blieb er halb unsichtbar, wie ein guter Geist, der immer entrückt ist, wenn man nach seiner Hand greift, um zu danken. Es ist um seiner Zurückhaltung willen schwer, auf seine bestimmbaren Leistungen hinzuweisen, sobald man es unternimmt, dies oder jenes abzugrenzen, hervorzuheben, sieht man seine unmißverständliche, sich verschließende und dabei abweisende Gebärde vor sich und fast einen Leidenszug um den Mund, wenn man etwa daran ginge, zu sagen: er hat Diesem oder Jenem das Dasein, ein würdiges Weiterleben, ein ungestörtes Schaffen ermöglicht. Viele Namen, große Namen ließen sich nennen, aber etwas veranlaßt uns, sie nicht auszusprechen, ja die deutliche Gegenwart eines Wunsches verhindert uns daran; dieser Wunsch aber hat nichts mit Bescheidenheit, der so häufig falschen Bescheidenheit, zu tun, nein, er entstammt der Weisheit, welche weiß, daß man im Geben und im Nehmen nichts berufen soll, weil ein Weltgesetz will, daß dort, wo in vollendeter Weise gegeben wird, eben in der Weise, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte tut, die Möglichkeit eines vollendeten Empfangens erwächst und daraus die höhere Gegengabe: das schöpferische Werk.

An diesem Werke sind beide beteiligt, der ursprünglich Gebende, welcher die Lebenshilfe bringt, und der Nehmende, der sie rein empfängt. Dies ist das eigentliche Wesen hohen Mäzenatentums: Beitrag zur schöpferischen Auslösung des Werkes. Wenn solcherweise geschenkt wird, kommt die Gabe hundertfältig zurück, aber gerade diese Tatsache auferlegt dem rücksichtsvollen Helfer Schweigen, denn er möchte es doch um jeden Preis vermeiden, daß ihm der ihm zukommende Teil der schöpferischen Leistung in unzarter Weise zugemessen werde.

Werner Reinharts unvergeßliche Gestalt gehört in die Reihe der seltenen Männer, denen es gegeben ist, Leistung im Reiche der Kunst

auszulösen. Diese Männer waren auf dem Gebiete menschlicher Leistung, kultureller Erhebung, dort am wirksamsten, wo sie am unsichtbarsten blieben. Ihr wortloses Wirken befreit und versammelt schaffende Kräfte, welche in einem Zeitalter oder in einzelnen Individuen potentiell vorhanden sind. Solch stille Förderer haben alle Zeiten gekannt, in denen ein Land oder auch nur ein bestimmtes Gemeinwesen zum Mittelpunkt großer Leistung, großer Kunstübung wurde.

Reinhart hat es im gemeinsamen Streben mit seinen Brüdern und einigen Mitbürgern vermocht, seiner Vaterstadt Winterthur eine Physiognomie zu schenken, welche dieses starke industrielle Gemeinwesen nun vor andern in hoher Weise auszeichnet. Sein Wirken hat einen geschichtlichen Höhepunkt seiner Vaterstadt ermöglicht, einer Stadt, deren verfügbare Kraft, wie überall in unserm an Gütern armen Lande aus der unablässigen Arbeit von Generationen entstanden war. Er hat entscheidend dazu beigetragen, daß diese Kraft in reine, geistige Leistung sich umsetzte.

Sein Teil, den er vor allem fördernd zu steigern berufen war, war die Musik und die Poesie, das Denken auf der Höhe dichterischer Erfüllung. Er war ein Musiker und durch die Musik war er dem Dichterischen nahe, an ihren Gesetzen schritt er im Reiche der Erkenntnis fort. Die großen Themen europäischer Tonschöpfung wurden ihm, ob sie milde tönnten oder schrecklich, heiter oder dunkel, zu großen, seherischen Zeichen für die Möglichkeiten schicksalhafter Verstrickungen. Er wußte, daß es dieser Grundthemen nicht eine unabsehbare Menge, sondern eine bestimmte Anzahl gibt, und daß es das Wesen der Musik ist, — worin die Musik dem Leben gleicht — diese Themen unablässig, immer neu, immer sinnvoll, bis zum Tief-sinn zu variieren. Er stand im Dienst des Gesetzes, das er durch die Musik vernahm, und so fühlte er sich immer als ein Beauftragter, der innerhalb dieser hohen Kunst seinen genauen Dienst zu versehen hatte. Dieselben strengen Maße, die er an sich selbst legte, legte er auch an die Andern, welche die Kunst der Musik ausübten; seine Strenge verlieh seinem Lob die Fähigkeit zu strahlender Aufmunterung. Als er längst ein in der ganzen Welt bekannter Kenner und Kunstförderer war, saß er unbekannt, besser unerkannt, bei den Festspielen in Aix an seinem Pult und spielte seine Klarinette. Derartiges tat er ohne jede Affektation, mit humorvoller Freude, mit Selbstverständlichkeit, denn so wie das Winterthurer Orchester, welches weitgehend sein Werk war, zu ihm gehörte, so gehörte er als ein eingeordneter, gleichgeordneter Bestandteil zu seinen Kameraden und Freunden, den Orchestermusikern; und so wie zu diesen, war sein Verhältnis zu andern menschlichen Gruppen, Zeitgenossen, Mitbürgern, Landsleuten.

Dieserart stand er auch, gerecht und nobel wählend, innerhalb der Arbeitsgemeinschaft des großen väterlichen Handelshauses. Mit allem, was er selbst war und besaß, gehörte er in feiner und selbstgewählter Weise der Allgemeinheit, und gerade darin lagen die Eigenschaften, um deretwillen man ihn auch einen «königlichen Kaufmann» nennen darf, denn königlich im wahren Sinne war sein Vorhandensein für das Ganze. Er wußte, wo seine eigenen Kräfte herkommen und wohin sie reichten, er machte erstaunlich wenig Aufhebens von sich selbst, weil er unsichtbar wirkend in einem Allgemeinen aufging.

Dabei war er ein Mensch, zwar mit einem wachen, sich selbst und Andere prüfenden und erkennenden Verstand, aber vor allem ein Mensch mit einem heimlichen, tief leidenschaftlichen Herzen. Jedoch, weder bitteres Erkennen des Verstandes noch Spannung oder Hingerissensein der Seele, ließen ihn jemals aus dem Rhythmus fallen, er kannte weder Selbstüberschätzung noch Selbstaufgabe. Eine bestimmte Ordnung einzuhalten, hielt er innerhalb seiner christlich bestimmten Ethik für eine Selbstverständlichkeit. Er unterdrückte aber keine lebendigen Kräfte, weder bei den Andern noch bei sich selbst. Nein, das Wirken der Lebenskräfte mußte sich gewissermaßen innerhalb einer musikalischen Regel auswirken. Diese willentliche Festlegung auf eine Regel schenkte ihm glückliche, unbedrohte Zeiten, aber sie zwang ihn auch zu oft schweren Verzichten, welche einzig Ordnung und Ebenmaß dieses Lebens erhalten. Jedoch die Grenzen dieser Ordnung waren weit, sie gestatteten große Spannungen seiner inneren Welt.

Innerhalb zweier Landschaften von ungeheurer Gegensätzlichkeit innerhalb des schmalen Raumes unserer Heimat sehe ich ihn immer vor mir, vor der Landschaft, die sich darbietet, wenn man auf der Terrasse seines Hauses, dem Lilienberg in Ermatingen am Untersee, steht, einer Landschaft, welche dem reifsten Adagio der großen Werke deutscher Musik entspricht, einer Landschaft im Strömen der Umriss beruhigter, gedankenvoll gezogener Linien, welche den nach Westen dahinziehenden, um die Insel der Reichenau in Golfen schön geteilten See wie Kantilenen begleiten, während die harmonischen Akzente, windbewegte Bäume, Andeutungen großer romanischer Architektur, fast schwermütig und doch versöhnt unter dem hellen, vom Widerschein der spiegelnden Wassermassen des Obersees aufleuchtenden Himmel zu uns sprechen. Die andere Landschaft, der provenzalischen, der spanischen verwandt, zwischen den höchsten Gebirgen des Erdteiles, schon dem Mittelmeer angeschlossen, die Landschaft um Muzot, das hohe Rhonetal, in dem eine der gewaltigsten Revolutionen des Erdgrundes, auf dem wir täglich stehen, in raschesten und immer dramatischen Rhythmen das Alpengebirge emporgeworfen

hat, in einer doppelten Reihe glänzender, getürmter, drohender Massen, zwischen denen ein weiter Talgrund sich breitet, durch den die Rhone noch als Gebirgsfluß bricht, rings umgeben schon von den leidenschaftlichen Farben, die drunten, am späten Laufe des Stromes, von den Cézanne und Van Gogh aufgezeichnet wurden: blauschwarze Gebirgsschatten neben jenem Gelb falber Löwenfelle, wie sie die Natur auch rings um Toledo ausbreitet, darüber jedoch im Wallis im durch das Tal ziehenden Winde, hellfarbiger Schaum der Blütenbäume.

In unserm schweizerischen Rhonetal, über Siders, einem Dichter zuliebe, hat Reinhart den Turm Muzot erworben, in welchem schaffende Gäste aus- und eingingen, der eine für längere, der andere für kürzere Zeit. Unter diese Gäste mischte er sich hin und wieder selbst zu kurzer Rast, trug sich ins Fremdenbuch ein wie die andern auch und beugte sich den innern Formen des wehrhaften Turmes, seinen niedern, steinernen Türrahmen, seiner engen Treppe, den tief eingelassenen Fenstern, hinter welchen das Wallis, das Tal der Täler, oft in wüstenhafter Trockenheit neben so viel unmittelbarer Frische und quellkühler Gebirgsnähe sich breitet.

Vor diesen beiden Landschaften sehe ich ihn. Beide gehören zu ihm. Im Osten des Landes, vor den gestillten Weiten, dem Haus mit dem aus edlem Holz gefertigten, schön geschwungenen Treppengeländer, den in offenen Schalen bewahrten, dem Besucher entgegenduftenden Rosenblättern vergangener Sommer, den Gewürzen ferner Länder, den Räumen, die sich alle auf ein großes, frisches Leuchten öffnen. Der Garten, in dem die großen Lilien aus dem Kaukasus, Krokus, Scilla, Pfingststerne und Tulpen sich ablösten, um unter dem Auge des durch eine ganz eigene Sympathie den blühenden Wesen zugetanen Hausherrn unter alten Schattenbäumen aufzuwachsen. Das Haus aus der Zeit der Napoleoniden, von einem korsischen Architekten erbaut, wies wahrhaft musikalische Proportionen auf und Reinhart sagte mir einmal: «Es ist noch nicht nach dem Metermaße erbaut worden, sondern nach den Regeln des goldenen Schnittes und nach den Maßen, die dem menschlichen Körper entnommen sind». Um das Haus wirkte etwas von der Stimmung der Stifter'schen Welt und der Hausherr, wenn er behutsam und immer zugleich zwar an das Seltene, dabei aber nur an das sachlich Erwiesene sich haltend, mit einer gewissen dankbaren Ehrfurcht von den ihm so vertrauten Naturdingen sprach, erinnerte mich an den Freiherrn von Riesach aus dem «Nachsommer». Wie um das väterliche Haus, das Reinhart in Winterthur bewohnte, den Rychenberg, wie um den Turm im Wallis am grell besonnten Hange, wuchsen im milden Lichte des Bodensees auch um das Ermatinger Haus die Reben. Einst hörte Reinhart einen alten Rebbauer, der ihm die Schosse seiner Reben

im Garten beschnitt, mit dem Weinstock leise reden: «So, jetzt muß ich dir noch etwas wehtun, dauert nicht lange, so, es ist schon geschehen». Reinhart frug ihn erstaunt: «Was reden Sie da ganz allein mit den Reben?» und der Alte erwiderte: «Man muß mit den Pflanzen sprechen, wenn sie glücklich sein und Frucht tragen sollen. Kommen Sie mit mir und betrachten Sie meinen Weinberg, er trägt dreimal so viel Trauben als die andern, weil ich mit jedem Rebstock täglich spreche». Werner Reinhart erschien Derartiges durchaus nicht seltsam oder sonderlich. Es ging ihm mit Leichtigkeit ein als eine zu erhoffende Wahrscheinlichkeit, ein Zeichen dafür, daß in einer von der Hölle beständig versehrten Welt auch in stillen, fast immer unbemerkten Zonen das Paradies sich erhält und zwar im Bereiche der Zuneigung von Kreatur zu Kreatur, der Versöhnung, eines stillen Gottesfriedens in der Sympathie.

Dieser Sympathie gehörte sein Verhältnis zu den vollendeten Gebilden der Schöpfung an, zu schönen Hölzern oder Steinen, zu den von Menschenhand mit Liebe bearbeiteten Stoffen wie den herrlichen Lackschalen japanischer Herkunft, die er im Rychenberg bewahrte, oder den Schalen, die aus Gebirgssteinen geschliffen waren und die er in einem Dorfe in der Pfalz hatte erwerben können. Das war die Seite seines Wesens, die dem stillen, reinen, hellen Hause an dem milden See entsprach. Aber eine andere Seite, die ich nur ahnte und die ihm die Spannung verlieh, aus welcher seine ungeheuer phantasievolle, mutige Produktivität als Mäzen, Liebhaber und Retter der Menschen entsprang, findet ihren Ausdruck durch Form und Farbe im Südwesten unseres Landes, dort, wo das Wasser der Rhone einem schon griechischen Lichte, dem Lichte der Provence, entgeneilt. Dies nur, um die innere Weite und Gegensätzlichkeit dieses Mannes anzudeuten, über die er niemals bereit war, Auskunft zu geben.